



Gedenken – Trauern – Hoffen

Predigt zum Fest Allerseelen

2. November 2022, Mariendom Linz

Als wär's ein Stück von mir

„Als wär's ein Stück von mir“, so sagt Carl Zuckmayr in seinen Horen über die Freundschaft. Wie ein Mensch wirkt, entscheidet, leidet, handelt, betet, glaubt, flucht, ob er geduldig ist oder nicht, wie tolerant er ist und wie eng Das hat unmittelbar Auswirkungen auf das soziale Gefüge, auf das Miteinander in Familien, Vereinen, im Betrieb, in Gemeinden. Eltern, Freunde, Lehrer sind nicht einfach außen. Sie haben einen Platz im Herzen, positiv und negativ, als Wunde und als Freude.

Martin Heidegger erinnert daran, dass Denken und Danken aus derselben Wurzel stammen. Undankbarkeit ist Gedankenlosigkeit und umgekehrt. In der Sprache der Heiligen Schrift: Das Gute vergessen bringt den Menschen in das „Land der Finsternis“ (Ps 88,13). Undankbarkeit und Vergessen sind die große Sünde der „Heiden“. Sie verfinstern das Herz (Röm 1,21). Deswegen sagt der Psalmist: „Meine Seele, vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!“ (Ps 103,2) Dankbarkeit hat eine befreiende Wirkung. Sie befreit von selbstbezogener Enge und Ängsten; sie öffnet den Blick auf andere. „Das Leben zu feiern ist wichtiger als die Toten zu beweinen.“ Das schreibt einer, der selbst durch Höllen gegangen ist. In Elie Wiesels Mund ist es keine Anweisung zum seligen Vergessen. Es ist Appell einer Hoffnung, die das Geheimnis der Menschen verteidigt, dass sie mit Gott eins seien und eins sein werden. Wer vom Geheimnis dieses Wesentliche erahnt hat, den drängt es zur Dankbarkeit – trotz allem. Wenn der Mensch aber dankbar wird, dann ist er menschlich – genauso wie wenn er schwach wird, Fehler macht, enttäuscht ist, lacht und liebt.

Trauer und Schmerz

Das ist die eine Seite, die andere Seite ist die Trauer und der Schmerz. Manchmal dienen Trauer, Betroffenheit und Leidensdruck nicht nur der Anteilnahme, sondern auch den Strategien der Immunisierung eigener Interessen und der Distanzierung von Ansprüchen. In den zwischenmenschlichen Bereichen merkt man zunehmend eine Teilnahmslosigkeit, eine Interesselosigkeit, Berührungstabus gegenüber allem, was nach Schmerz, Leid, Trauer, Krankheit, Alter und Tod riecht. Für Tränen, die geweint werden müssten, gibt es Tabletten. Gefühlsstimulierungen werden rein in den Konsumbereich verlagert. Die „Unfähigkeit zu trauern“ (A. Mitscherlich) geht Hand in Hand mit dem Verlust an Sehnsucht und führt zur Reduktion des Menschen auf seine Bedürfnisse und Funktionen. Die Gesellschaft wird zur Erfolgs- und Siegesgesellschaft, die in den menschlichen Kontakten verarmt. Letztlich wird die Verdrängung von Trauer mit einem Wirklichkeitsverlust erkaufte. Die Tiefen und Abgründe werden dann nicht mehr berührt, in oberflächlichen Beziehungen werden keine Spannungen mehr ausgehalten. Eine falsche Indifferenz erklärt Leid, Mitleid, Trauer als Schwäche einer noch nicht zur Reife gelangten menschlichen Natur.

Johann Baptist Metz spricht sich ganz stark gegen die Trauer- und Melancholieverbote in der Arbeits-, Leistungsgesellschaft und Siegesgesellschaft aus: „Trauer ist kein Schwächeanfall der Hoffnung, es sei denn, man missverstehe die Hoffnung als eine Spielart von pausbäckigen

Optimismus. Trauer ist Hoffnung im Widerstand ... im Widerstand gegen das Vergessen und gegen jenes Vergessen des Vergessens, das bei uns den Namen ‚Fortschritt‘ und ‚Entwicklung‘ trage; im Widerstand gegen Versuch, alles Entschwundene und unwiederbringlich Vergangene zum existentiell Bedeutungslosen herabzustufen, also im Widerstand gegen den Versuch, dem Wissen des Menschen um sich selbst das Vermissten auszutreiben.“¹ Bei der Trauer geht es um die Empfänglichkeit für die vergangenen Leiden, also um eine Solidarität nach rückwärts mit den Toten und Besiegten.²

Es gibt von Jesus her eine Traurigkeit, die von Gott kommt, die dem Leben und der Liebe Not tut, es gibt die Gabe der Tränen, die befreien, einen Schmerz, der mit keinem Vergnügen der Welt zu vertauschen ist. Es gibt eine „gottgewollte Traurigkeit“, die dem guten Schmerz über die eigene Sünde entspringt und zu Reue und Umkehr führt. Gottgewollt können Trauer und Trostlosigkeit auch sein, wenn der Mensch auf die gute Selbstlosigkeit der Liebe hin gereift werden soll. Gottgewollt sind Trauer und Trostlosigkeit, wenn sie der Solidarität und Anteilnahme mit anderen entspringen (vgl. GS 1). Eine solche Trauer wurzelt in der Tiefe des Lebens und der Liebe. – Im Neuen Testament gibt es aber auch eine „weltliche Traurigkeit“, die zum Tode führt (2 Kor 7,10). So hält der reiche Jüngling die Spannung zwischen dem Anspruch Jesu und der Verlockung des Reichtums nicht aus und geht traurig weg (Mt 19,22).

Erinnern, gedenken und beten

Erinnern und Gedenken zeichnen jede humane Kultur aus. Getragen von der Suche nach Wahrheit, reinigen sie das Gedächtnis, nehmen das Leid der Opfer in Blick, machen dankbar für das bleibend Gute und ermöglichen so Gerechtigkeit, Versöhnung und ein Lernen aus der Geschichte. „Denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen (Yad Vashem) geben.“ (Jes 56,5).³ „Inhuman aber ist das Vergessen, weil das akkumulierte Leiden vergessen wird; ... ist aber eine jegliche [Erinnerung] ausgelöscht, so beginnt der Einmarsch in die Unmenschlichkeit.“⁴

Walter Benjamin sucht in seinen „Geschichtsphilosophischen Thesen“⁵ eine Weise des Umgangs mit der Geschichte, in der die Solidarität mit den Leidenden, Unterdrückten und Erschlagenen nicht aufgekündigt wird. Wenn durch das Eingedenken des Leids der Vergangenheit dieses zu einem unabgeschlossenen werden soll und die Leidenden, Opfer und Besiegten nicht bloß funktional auf den Fortschritt oder auf einen glücklichen Endzustand gedacht werden sollen, wenn es unmenschlich ist und einen Verrat an der universalen Solidarität bedeuten würde, dann muss letztlich ein Gott sein, der mit den Toten, Geschlagenen und Opfern durch die Macht der Auferweckung etwas anfangen kann. Wer die Solidarität mit den Leidenden zu Ende denkt, wer mit den Opfern und den Toten wirklich verbunden sein will, setzt die Hoffnung auf die Macht Gottes, dessen Liebe und Gerechtigkeit stärker ist als Unrecht und als der Tod.

¹ Johann Baptist Metz, Gottespassion. Zur Ordensexistenz heute, Freiburg i. B. 1991, 31.

² Vgl. Johann Baptist Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz ⁵ 1992, 70.

³ Vgl. dazu Christoph Münz, Der Welt ein Gedächtnis geben. Geschichtstheologisches Denken im Judentum nach Auschwitz, Gütersloh 1995.

⁴ Theodor W. Adorno, Über Tradition, in: Ohne Leitbild: Kulturkritik und Gesellschaft I (Ges. Schriften 10/1), Frankfurt a. M. 1997, 314f.

⁵ Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, Frankfurt a.M. 1965, 78-94.



Meditatio mortis

Wir verbinden sehr persönliche Erinnerungen mit den Verstorbenen, die uns nahegestanden sind. Irgendwie kommt da das Fragezeichen oder das Rufzeichen: Der Abschied ist verbunden mit dem Absterben einer Dimension von uns selbst. Wir schauen dem eigenen Tod ins Auge. Der eigene Tod betrifft die erste Person; er betrifft unmittelbar, er verängstigt, denn „wer stirbt, stirbt allein, macht den einsamen Schritt allein, den niemand für uns machen kann und den jeder für sich allein vollziehen muss.“ Das Sterben und der Tod bündeln die Armut des Lebens. Da wird dem Menschen buchstäblich alles aus der Hand genommen. Der Tod ist nicht bloß ein Ereignis am Ende des Lebens. Nicht erst in Todesgefahr oder in sogenannten Grenzsituationen werden wir uns unserer Sterblichkeit bewusst. Es gibt Erfahrungen, in denen sich die Minderung des Lebens zeigt und das Sterben ankündigt: Nichtangenommensein, Versagen im Beruf, Grenzen in der Leistungsfähigkeit, Misserfolg, Leiden, Krankheit, Enttäuschungen durch lieb gewordene Menschen, Zu-kurz-Kommen, notwendige Entscheidungen, die andere Möglichkeiten ausschließen, Mitsein mit schwierigen und belasteten Menschen, finanzielle Desaster, Zerbrechen von Ehen und Freundschaften, Überforderung, Tod von Freunden. Da kündigt sich an: Du musst selbst sterben. Im Angesicht des Todes: Wie leben wir? Wie leben wir richtig? „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte ...“ (Röm 8)

„Jedes menschliche Antlitz ist eine genau bezeichnete Paradiespforte, die mit keiner anderen Himmelstür zu verwechseln ist und welche niemals von mehr als einer einzigen Seele durchschritten werden kann.“ (Leon Bloy) „Wir müssen miteinander selig werden. Wir müssen miteinander zu Gott gelangen, miteinander vor ihn hintreten. Wir sollten nicht einer ohne den anderen dem guten Gott begegnen. Was würde er wohl sagen, wenn wir einer ohne den anderen zurückkehrten?“ (Charles Péguy)

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

